



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Das Eis war aber doch gebrochen. Er begegnete ihr darauf noch einigemal und grüßte. Sie dankte.

„Wie befinden Sie sich, Marja Titowna?“ fragte er einmal, als er sich, mit der Hand an der Mütze Front machend, an den Rand des schmalen Trottoirs drängte, um sie vorbeizulassen.

„Ich danke,“ antwortete sie kurz, aber nicht abweisend.

„Sagen Sie, ich bitte,“ setzte sie, wie einem plötzlichen Einfall folgend, hinzu, indem sie den Schritt hemmte und den Kopf zurückwandte, „was macht Olga? Sie besuchen sie doch noch!“

„Ich gehe manchmal hin,“ sprach er zögernd. „Sie — sie denkt, daß Sie sie nicht sehen wollen.“

„Ich weiß nicht, was ich ihr getan haben sollte,“ sagte sie herb und nickte zum Abschied. „Grüßen Sie sie.“

„Zu Befehl, Marja Titowna.“

(Fortsetzung folgt.)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 12. November 1910.

Potsdamer Nachklänge — Rußland in Persien — Frankreich und Deutschland — Freiherr von Schoen — Die innere Lage — Der Heeresetat.

Gleich nach seiner Heimkehr aus Potsdam hat Herr S. D. Sfasonow einen Vertreter der „Nowoje Wremja“ zu sich bestellt, um die öffentliche Meinung in Rußland über die Ergebnisse der Zusammenkunft zu beruhigen. Solche „Beruhigung“ tat besonders deshalb not, weil man in Rußland einerseits glaubt, die Zeiten der Heiligen Allianz mit ihren bösen Folgen für die innere Politik könnten zurückkehren, und weil andererseits angenommen wird, Deutschland beabsichtige im nahen Orient in die russischen Interessen einzudringen. Die liberale Presse, die sonst Träger des zuerst genannten Gedankens ist, hat sich gegenwärtig nicht geäußert; wohl aber hat „Nowoje Wremja“ den Befürchtungen wegen der Orientpolitik in einem Leitartikel Ausdruck gegeben, den der Herr Minister fünf Stunden vor Petersburg, in Luga, zu Gesicht bekommen haben mag. Dieser Leitartikel (Nr. 12437 vom 8. November) weist unter der Spitzmarke „Ewig dasselbe“ die Sorge zurück, Herr Sfasonow habe sich in Potsdam durch die Aufmerksamkeiten des ihm zuteil gewordenen Empfanges einwickeln lassen. Das geschieht aber in solcher Form, daß der Leser am Schluß die Überzeugung haben muß, Sfasonow sei doch über's Ohr gehauen worden und Rußland mache sich lediglich zum Werkzeug der deutschen Politik, insonderheit einer Annäherung Deutschlands an England. „Solche Hintergedanken entstehen leider angesichts der außergewöhnlich ehrenvollen Begrüßung unseres künftigen Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten durch die deutsche Presse... O, wie einfach würden sich alle russisch-deutschen Fragen erledigen, wenn die Führer der deutschen öffentlichen Meinung nicht an Größenwahn litten und die russischen Diplomaten nicht für

unmündige Kinder hielten.“ Eine solche Auffassung mußte Herr Sfasonow um so mehr zurückweisen, als ihre Verbreitung seine Stellung sowohl am Zarenhofe wie gegenüber der nationalistisch zusammengesetzten Duma erschweren konnte. Außerdem mußten auch die von Frankreich und England aus laut gewordenen Stimmen, die Triple-Entente könnte leiden, beschwichtigt werden. Dazu aber ist die „Nowoje Wremja“ das geeignetste Organ, weil es schon seit vielen Jahren mit „Times“ und „Temps“ durch deren gemeinsamen Petersburger Vertreter sowie durch die eignen Korrespondenten in London und Paris in engster Verbindung steht.

Das Wichtigste, was Herr Sfasonow gesagt hat, versteht sich für jeden verständig Denkenden von selbst, — einschließlich des Nasenstübers, den er dem russischen Blatt gegeben hat. Die Basis der russischen Politik bildet danach die Triple-Entente, Deutschland unterstützt die türkischen Politiker nicht, die angeblich das russisch-türkische Einvernehmen stören wollten, und Deutschland wird Rußland in dessen kultureller Tätigkeit in Nordpersien nicht hindern; um so weniger als z. B. der Ausbau eines russischen Eisenbahnnetzes auch dem Bagdadbahn-Unternehmen angenehm sein könnte. Die Unterredung befindet sich in Nr. 12438. „Nowoje Wremja“ knüpft daran die Betrachtung, Deutschlands Leistungen seien durchaus passiver Natur, Rußlands Leistungen aber, nämlich der eventuelle Anschluß eventuell zu bauender russischer Bahnen an die „wenig aussichtsreiche“ Bagdadbahn, positiver! Auf Rußlands Wort sei Verlaß, — nun hinge es von Bethmann Hollweg und von Kiderlen-Wächter ab, ihre Pflicht gegen Rußland zu erfüllen. Ob Herr Sfasonow über diesen Kommentar sehr erfreut sein wird, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Haltung des Petersburger Blattes wird indessen verständlich, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, wie viel Mühe es sich hat kosten lassen, um den Anschluß Englands an den Zweibund durchzusetzen, und wie viel Enttäuschungen Rußland gerade durch sein Zusammengehen mit England erleben mußte und sich ansieht, noch zu erleben. Die bevorstehende Enttäuschung wird aller Wahrscheinlichkeit nach in Persien liegen. Wie bekannt, hat England schon jetzt seine ihm im Südosten Persiens angewiesene Interessensphäre weit nach Westen und Nordwesten in russisches Interessengebiet hinein verschoben. Dadurch aber wird der Weg zum Persischen Meerbusen für die Russen verlegt. England scheint auch gesonnen, die einmal gewonnene Position festzuhalten, und zieht deshalb zunächst in kleineren Abteilungen Truppen heran, die nach und nach das ganze Gebiet besetzen sollen. Die zwischen Russen und Engländern gezogene neutrale Zone wird durch dieses Vorgehen immer enger und dürfte in gar nicht langer Zeit überhaupt verschwunden sein. Für Rußland ist es aber keine angenehme Perspektive, mit England auf eine Strecke von etwa 2000 Kilometer zu grenzen. England kann schon jetzt auf „hundert“ Schiffe Truppen aus Indien nach Persien werfen; Rußland hat wohl auch ein Meer, das Kaspische, zur Heranziehung von Truppen zur Verfügung, sein strategischer Aufmarsch aber ist bedroht sowohl durch die stets zum Aufstande geneigte Bevölkerung des Kaukasus wie auch durch die Flankenstellung der türkischen Armee in Kurdistan und Armenien. Hätte die russische Diplomatie in den letzten Jahren, statt mißtrauisch nach der Wilhelmstraße zu starren, ein wenig in Downingstreet aufgepaßt, dann wäre die Lage Rußlands in Persien nicht so ungünstig wie gegenwärtig. Wenn wir darauf hinweisen, so geschieht solches lediglich, um die Behauptung der „Nowoje Wremja“ zu entkräften, bei einer deutsch-russischen Verständigung sei Rußland der gebende und Deutschland der nehmende Teil. Das Umgekehrte ist, wenn davon überhaupt gesprochen werden soll, der Fall. Wenn Rußland heute jenseits des Kaukasus in Schwierigkeiten geraten sollte, dann würde Deutschland in seinen Interessen nicht berührt werden,

abgesehen von den vorübergehenden Störungen des Handels. Aber auch diese wären geringfügig gegenüber den russischen Verlusten. Die Zucker- und Metallwarenindustrie Rußlands würde viele Millionen Mark einbüßen, nachdem ihnen die Finanzminister, besonders aber Herr Witte, unter Aufwendung großer Kosten den Eingang nach Persien erzwungen hatten. Rußland erhält durch die Verständigung mit Deutschland auch deshalb einen großen Vorteil, weil es fortan nicht mehr im Dunkeln zu tappen braucht, wenn irgendwo eine Intrige zu seinem Schaden im Gange ist. Bisher konnte es geschehen, daß England mit irgendeinem Gegner Rußlands Rußland schädigende Abmachungen traf, wie z. B. mit Japan, während die russische Diplomatie glaubte, in Berlin werde irgend etwas ausgeheckt. Das Mißtrauen wich nicht und führte die Herren Russen auf falsche Fährten. Nun aber, nachdem wieder vertrauensvolles Verstehen Platz gegriffen hat, wird es der Petersburger Diplomatie stets ein leichtes sein, sich zu informieren und dadurch den richtigen Weg zur Verhinderung von Unheil zu finden.

Wir Deutsche könnten uns einer solchen Entwicklung unserer Beziehungen zu Rußland nur freuen, da sie unsere Beziehungen auch zu andern Mächten einfacher werden ließen. So glauben wir, daß die Verständigung mit Rußland gewisse Ambitionen in Frankreich wird zurücktreten lassen. Schon die innere und äußere Krisis in Rußland von 1904 bis 1906 hatte eine gewisse Entspannung in Frankreich zur Folge. Damals gelang es wohl nur der zähen Geschicklichkeit Melidows, der für ein russisch-französisches Bündnis seit dem Berliner Kongreß gewirkt hatte, daß eben dieses Bündnis nicht ganz zerfiel. Jetzt scheint Rußland als Bundesgenosse gegen Deutschland überhaupt nicht mehr in Frage zu kommen. Damit aber schwindet auch alle Aussicht für Frankreich, in absehbarer Zeit einen siegreichen Krieg gegen Deutschland führen zu können. Solange diese Möglichkeit bestand, empfing auch die Revancheidee aus der Hoffnung neue Nahrung, — jetzt wird sie wohl bald wie ein böser Traum aus dem Gedächtnis der Nation verschwinden und zwischen Deutschland und Frankreich könnte der friedliche Austausch ihrer Kulturgüter bald wieder einen größeren Maßstab annehmen.

In der Richtung dieses Zieles werden somit auch die Aufgaben unseres neuen Botschafters in Paris liegen. Freiherr von Schoen hat seinen Posten an der Seine vor vierzehn Tagen angetreten und daselbst seinen alten Rivalen von Kopenhagen und St. Petersburg her, Herrn von Iswolski, angetroffen. Herr von Schoen hat durch sein Scheiden aus dem Amt eines Leiters der deutschen auswärtigen Politik in manchen Kreisen eine gewisse Erleichterung ausgelöst. Nur wenige sind es, die seine staatsmännischen Eigenschaften höher einschätzen. Wir möchten indessen glauben, daß diese wenigen es sind, die Herrn von Schoen richtig und gerecht beurteilen. So paradox es klingen mag, hat Herr von Schoen am meisten seine Liebeshwürdigkeit geschadet. Er verstand damit nicht hauszuhalten. Seine Liebeshwürdigkeit wurde seitens derer, die nicht Gelegenheit gehabt hatten, mit ihm bei der Arbeit unter vier Augen oder außerhalb der Politik zusammenzukommen, nicht in dem Maße geschätzt, wie sie es verdient hätte. Der neue Pariser Botschafter ist im Grunde genommen ein durchaus einfacher und gerader Mann, der sich auch nie gescheut hat, seine Person einzusetzen. Die Dienste, die Herr von Schoen in Kopenhagen und Petersburg unter höchst schwierigen Verhältnissen geleistet hat, entziehen sich heute noch der öffentlichen Behandlung, — doch glauben wir nicht, daß sie das Urteil der Geschichte zu fürchten haben. In Petersburg (1905 bis 1907) hat er sich als Botschafter erstaunlich schnell in die verworrenen Verhältnisse eingearbeitet. In Berlin als Staatssekretär fand er erst recht diffizile Zustände vor. Hier erschöpfen sich seine Leistungen jedenfalls

nicht in der Behandlung der Mannesmannaffäre. Ohne das Vorhandensein dieses geschickten Diplomaten wäre vielleicht auch manches nicht so glücklich abgelaufen, was in Zusammenhang mit der Novemberkrisis steht. Der Kaiser vertraut Schoens Takt seitdem noch mehr als früher, und in jener schweren Zeit hat sich wohl auch noch das Urteil manches anderen zu Schoens Gunsten geändert. Wir glauben, daß Herr von Schoen in Paris der rechte Mann am Platze ist, und daß es ihm gelingen wird, in Frankreich die Blume Vertrauen im Sinne eines allmählichen Ausgleichs mit Deutschland zu pflegen.

Zeigen die Horizonte der auswärtigen Politik im allgemeinen klare Ausblicke, so kann solches von der innern Politik noch immer nicht behauptet werden. Da sieht alles grau in grau aus. Die abwartende Haltung der Regierung zwingt die bürgerlichen Parteien, wieder einmal selbständig zu denken und zu handeln. Ob freilich der erhoffte Erfolg eintrifft, nämlich die Wahl einer Mehrheit von Abgeordneten, die die nationalen Aufgaben des Reichs zu unterstützen bereit sein wird, das ist eine andere Frage. Die Taktik der Regierung scheint vor der Hand darin zu bestehen, alles zu vermeiden, was geeignet wäre, weitem Streit zwischen den Parteien aufkommen zu lassen. Im übrigen wird so gearbeitet, daß der Reichskarren weiterfährt. Zu diesen Arbeiten wird man die Vorbereitung der Verfassungsreform in Elsaß-Lothringen rechnen dürfen. Zu ihnen gehört auch die Ausbalancierung des Etats für 1911. Im Etat befindet sich auch eine Position, die geeignet ist, die politische Lage zu verbessern: der Heeresetat.

Die in dem neuen Heeresetat eingestellten Neuforderungen beziehen sich hauptsächlich auf drei Gebiete: auf die Maschinengewehre, die Fußartillerie und auf das Verkehrs- und Nachrichtenwesen. Über die Gestaltung des neuen Quinquennats verlautet noch nichts. Die Neuforderungen sollen aber der Hauptsache nach erst in den nächsten Jahren angefordert werden. Es ist somit anzunehmen, daß die in diesem Etat beantragten Forderungen nur einen, und hoffentlich kleinen Teil, der geplanten Neuforderungen darstellen. Im allgemeinen läßt sich aber schon jetzt erkennen, daß die Grundzüge des Quinquennats den Ansichten entsprechen, die wir in Nr. 38 und Nr. 39 der „Grenzboten“ auseinandergesetzt hatten. Gefordert werden 107 Maschinengewehrkompanien. Von ihnen ist aber der größte Teil bereits vorhanden, kam nur bisher auf den Etat der übrigen Truppenteile in Anrechnung. Sie sollen jetzt etatisiert werden. Es wird angestrebt, jedem Infanterieregiment eine solche Kompanie zuzuteilen. — Wir hatten auf den großen Mangel an Fußartillerie hingewiesen, der durch die Einführung der schweren Artillerie des Feldheeres, den Ausbau des Landesverteidigungssystems und durch die Übernahme der Befestigungen der Nordseeinseln auf die Armee hervorgerufen war. Die Errichtung eines Regiments kann diesem Mangel auch nicht entfernt abhelfen. Es ist auch wohl anzunehmen, daß dies nur den ersten Schritt bedeutet und daß weitere Regimenter in den nächsten Jahren errichtet werden. Es wäre lebhaft zu bedauern, wenn die vor einiger Zeit durch die Presse gegangene Nachricht, das Reichsfinanzamt habe aus der Heeresvorlage bedeutende Abstriche vorgenommen, sich bewahrheiten und gerade auf die Fußartillerie sich erstrecken sollte. Wir möchten erneut darauf hinweisen, daß die besten Befestigungen und die modernsten Geschütze nichts nützen, wenn das zu ihrer Bedienung erforderliche Personal nicht vorhanden ist. Als man sich zum Ausbau der Landesverteidigung entschloß und der Reichstag die Mittel dazu bewilligte, mußte er sich auch von vornherein darüber klar sein, daß die Bewilligung der zu ihrer Besatzung erforderlichen Streitkräfte die unabweisliche Folge sein würde. Diese Konsequenz muß nun gezogen werden. Je mehr Panzerbatterien und Panzergeschütze aufgestellt werden, desto

mehr aktives Personal ist auch erforderlich, weil diese schwierigen und komplizierten Maschinen sehr gut ausgebildetes Personal zur Bedienung erfordern, wenn nicht ihr richtiges Funktionieren in Frage gestellt sein soll. — Die Entwicklung, die das gesamte Nachrichten- und Verkehrswesen in den letzten Jahren genommen hat und die alle Erwartungen übertraf, hat den weiteren Ausbau der hierfür bestimmten Formationen erfordert. Die jetzt zwar schon bestehende, aber auf den Etat anderer Truppen in Anrechnung kommende Kraftfahrabteilung wird unter Etablierung zu einem Bataillon erweitert. Damit scheint auch die viel umstrittene Frage über die Vereinigung des Trains und des Kraftfahrwesens entschieden zu sein, und zwar in negativem Sinne. Über die Neuorganisation und Vermehrung des Trains verlautet jetzt noch nichts. — Zur Bedienung der im Besitz der Militärverwaltung befindlichen Militärluftschiffe, die in nächster Zeit vermehrt werden sollen, ist die Aufstellung zweier neuer Luftschiffbataillone vorgesehen. Es ist hierbei zugleich auf die Ausgestaltung des Flugwesens Bedacht genommen. Um für das ganze Luftfahr- und Kraftwagenwesen eine verantwortliche Zentralinstanz zu schaffen, ist die Errichtung einer Inspektion des „Militärluftschiff- und Kraftfahrwesens“ vorgesehen, und damit im Zusammenhang die Erhebung der Inspektion der Verkehrsstruppen zu einer Generalinspektion. Dieser unterstehen außerdem noch die Inspektion der Militärtelegraphie, die Eisenbahntuppen und die Militäreisenbahn. Diese Rangserhöhung ist deshalb von Bedeutung, weil dem Generalinspekteur voraussichtlich das Recht des direkten Vortrages an Allerhöchster Stelle verliehen werden wird und er dadurch in die Lage versetzt wird, seinen Wünschen und Ansichten über die Förderung und weitere Ausgestaltung dieses wichtigen Gebietes an der entscheidenden Stelle unmittelbar Ausdruck zu geben. Darin liegt eine große Gewähr für eine schnelle und zweckmäßige weitere Entwicklung. Im ganzen sind alle diese Neuformationen außerordentlich gering und bescheiden. Mit um so größerer Spannung muß der Veröffentlichung der neuen Heeresvorlage (Quinquennat) entgegengesehen werden.

**Schwedische Kunst.** Es ist recht gut, daß zuweilen Gäste zu uns kommen. Wieviel haben wir nicht von den Japanern in der Kunst gelernt. Ich meine jetzt nicht nur die Künstler. Man kann sagen, daß, seit das Orientale — ich rechne die chinesische Ausstellung in der Akademie der Künste dazu, die javanische Vatik und überhaupt das Kunstgewerbe — um die Wende des Jahrhunderts wieder einmal in das europäische Kunstbewußtsein eingetreten ist, jenes Geschwätz nachgelassen hat, das überall die Beziehungen der Kunst zur Natur herstellen zu müssen glaubte. Denn diese Beziehung ist eine viel tiefere, als daß sie formal ausgebeutet werden dürfte. Man liest heute wohl nur noch in ganz hinterwäldlichen Blättern das schöne Wort „der Natur abgelauscht“. Überhaupt sollte man sich abgewöhnen, Kunst gefühlsmäßig zu beurteilen, ihr Stimmungen abzugucken anstatt Farben, Formen, Wahrheiten. Die Kunstfönnlichkeit ist der einzige Maßstab, das Sichtbare, das einzige Kriterium der Kunst, und das Gesehene der einzige Vorteil des Genießenden. Darum mußte die Kunst zunächst einmal zurückhaltender werden. Ein gutes Gemälde kann nicht unbedingt verstanden werden, Laienurteile gelten gar nicht. Wer sich nicht um das Sehen bemüht hat, hat kein Recht auf Kunstgenuß. Das sind gewiß recht traurige Wahrheiten, aber sie können nun einmal nicht umgangen werden, wenn es sich darum handelt, was wir in Wirklichkeit auf irgendeinem Gebiet der Kunst leisten. Die Japaner kennen den Begriff Laie kaum, weil dort die Sprache der Kunst, die notwendig eine andere ist als die der Natur, allgemein verstanden wird. So haben wir auch von den Franzosen

gelernt und nicht zuletzt von der englischen Ausstellung. Und wenn es nur das war, daß wir feststellen konnten, die großen englischen Porträtisten des achtzehnten Jahrhunderts seien durchweg schlechte Maler gewesen mit einem hohen Grad von geselliger Kultur. Das festzustellen hatten wir eben bei den Franzosen und Japanern gelernt und bei den Großen des eignen Landes.

Die Ausstellung der schwedischen Sezession am Kurfürstendamm hat uns unsere skandinavischen Vettern in einem feinen Streben nach künstlerischer Verfeinerung ihrer Heimat gezeigt. Auch sie kommen über Paris, wo das technische Leitmotiv für das malerische Sehen des nächsten halben Jahrhunderts von Manet und seiner Schule entdeckt worden ist, wie das der Renaissance in Italien und das der Reformation in Holland, wie früher noch das der romanischen Baukunst in Deutschland und später das der Landschaftsmalerei von Turner in England. Wir Deutschen blieben in allem, was Augensinnlichkeit angeht, stets etwas im Hintertreffen, doch nicht immer zu unserem Schaden, wie Dürer und in der Neuzeit Feuerbach, Marées, Thoma, Leibl und Kalkreuth beweisen, die das Sehen ihrer Zeit ihrer persönlichen Kraft zur Verinnerlichung erst anpassen mußten, wobei denn die Kunst noch ganz bedeutend ins Aristokratische gesteigert wurde.

Die Schweden stellen in ihrer Kunst, was das malerische Können anlangt, eine sehr frische Mittellinie dar zwischen der internationalen Note, die von Paris kommt, und der Heimatskunst eines Landes, dessen Bevölkerungsziffer etwa der einer preußischen Provinz entspricht. Einer Kultur, die noch nicht unter den Gegensätzen der Klassenunterschiede zu leiden hat. Auch der gebildete Schwede hat irgendwie, und nicht in der Form einer Sonntagsjägerei, noch eine ganz starke Beziehung zum Kulturstand des Jägers. Ein paar Schritte hinter den Pflastersteinen seiner modernen Städte breitet sich ihm die Natur in ihrer jungfräulichen Unberührtheit aus, in der die Tiere noch in der Mehrzahl sind, in der der Mensch von den Nebeln des Ozeans oder seinem Sonnenglanz verschluckt wird wie eine Mücke. So hat seine Malerei eine Richtlinie ins Sportliche, ins Leben-bejahende.

Wie F. B. Jensen die Frühlingstage in den Schären nicht gegen Italien eintauschen möchte und die Wolkenstädte am Meeresabendhimmel nicht gegen die Märchen von Tausend und eine Nacht, so wissen auch die Maler des heutigen Schwedens geheimnisvolle Dinge von dem durch die Ostsee gemilderten Klima des Nordens zu berichten. Bruno Viljefors ist uns längst vertraut. Seine Jagdbilder haben vielleicht sogar einige Gramm zuviel Jägerblut, sie lassen uns bisweilen den Maler vergessen, der Künstler wird von den Instinkten des Jägers überrannt. So wurden wir endlich den unausstehlichen Jugendstiltschwan los und lernten ihn wieder als Wild, als ein Instinktwesen des Wassers betrachten. Auf die Dauer ermüden seine braunen Töne, so reich er sie auch abzuschattieren weiß und das Wild darin wie in einem natürlichen Farbenschutz verbirgt. Auch Ernst Josephson, der geistige Vater der schwedischen Sezession, ist uns nicht unbekannt. Hier bricht das Internationale besonders stark durch die köstliche farbige Verfahrenheit in malerischer Geschlossenheit auf seinem Bilde „Der Falschspieler“. Das aufblackernde Rot eines Vorhanges oder einer Toilette kennzeichnen die revolutionäre Kraft der neuen Kunstform. Doch einen rechten Begriff von der schwedischen Kunst der Gegenwart gaben uns erst vier andere Meister dieser Ausstellung. Als den eindrucklichsten möchte ich Nils Kreuger bezeichnen. Seine Kühe und Pferde, seine Ackerland- und seine Schärenbilder verraten ein starkes künstlerisches Temperament, das dem Dämonischen auf der Spur ist, auch wo es sich um nichts als alltägliche Motive handelt. In dieser Malerei des Düsternen tauchen die schweren, kompakten,

aber meisterhaft bewegten Massen seiner Tierleiber unter wie Kentauern der Kraft und Sinnlichkeit. Ein Meer von Farbe, das den Rahmen zu sprengen scheint, weiß er zu ungeheurer plastischen Gebilden des steinernen Bodens, des Himmels und des Wiesenlandes zu formen. Ihm nahe steht Norrmann mit seinen Landschaften, in denen all dies Stil wird. Werke kühleren Verstandes sind die Porträts von Richard Bergh. Die Farbe tritt bei ihm zurück oder muß gelegentlich zu malerischen Mätzchen herhalten. Aber die Zeichnung ist von seltener Kraft und Klarheit. Endlich Carl Wilhelmson. Er ist vielleicht die stärkste und reifste Persönlichkeit dieser Ausstellung. Seine Armeleutebilder sind frei von jeder Bildungsprozeßerei und im Malerischen von seltener Übersichtlichkeit der Farben und Formen. Wie er ein grauschwarzrotes Tuch zum Mittelpunkt eines großen Figurenbildes mit Röhnen und einer Stadtansicht macht, das verrät ein tiefes Verständnis für die Wesenheit des malerischen Sehens. In seinen Porträts und Interieurs erinnert er an Kalkreuth, ohne das Spezifische nordischer Farbenlichkeit je aufzugeben, was ihn denn auch wieder von diesem deutschen Künstler unterscheidet, den das seelische Moment zum Maler verhaltener Dämmertöne geführt hat.

Wilhelm Miefner

**Vom Dienst an den Toten.** Das Pflegen der Toten ist die Gesundung vom Schmerz. In den Liebestaten des Totenkultes erwacht die gelähmte Aktivität der Zurückgebliebenen. Das passive Grauen weicht, wenn die Hände anheben, das Totenfest zu bereiten; ein Lächeln des ausgehönten Verstehens schwebt, wenn der Sarg mit Blüten gekrönt und der Katafalk aufgerichtet wird. Und dann später: die Sorge um das Grab, das Pflanzen der Blumen, die Wahl eines feineren Males, all diese positive Pietät, getan an dem andern, reflektiert in das eigene Ich, erlöst die Tränen und hilft, daß die Seele, des milden Stromes der Erinnerung genießend, sich wieder der Gegenwart und dem Sturm des Tages vertraut. . . Es waren Zeiten, da gab man den Toten das Köstlichste zur Seite; man rüstete sie mit ehernem Gewand, mit reich geschmückten Waffen, mit seltenem Geschmeide, mit dem Schönsten des Hausgerätes. Man rüstete sie zur Reise. In unsern Museen stehen die Zeugen solcher Sorgfalt; die edelsten Kunstwerke sind Gräberfunde. Solches Totenopfers in Schönheit haben wir uns längst entwöhnt; zwiefach, die Mechanisierung und die Vergeistigung der Welt hat dem Toten, dem einzelnen, einen Teil seiner Bedeutung geraubt, hat den Tod als eine Entförmlichkeit, als ein Freiwerden von Erdschwere begriffen. Es wäre töricht, uns ob solcher Verarmung der Toten Vorwürfe zu machen; wir ehren sie, da wir dem gestorbenen Stoff den Tribut weigern. Freilich, noch blieb ein Rest von Materialismus, jener übelste, populäre Rest der Gewöhnung. Er erschöpft sich in dem Begriff der schönen Leiche, in der Gefallsucht an einem Begräbnis erster Klasse. . . Halten wir Umschau: Da ist zunächst der Sarg; warum strebt er nach dem Sarkophag, warum ist er belastet mit willkürlichem Schmuck, mit Ornamenten (aus Sägespänen), mit blitzenden Effekten (aus gestanztem Blech). Hilft solch leere Kulisse die Notwendigkeit des Todes verdeutlichen, hilft sie, daß der Trauer Flügel wachsen? Um den Leichenwagen steht es noch schlimmer. Was sind das für aufdringliche Staatskarossen, die mit billigen Mitteln, mit schäbigen Lügen einen Pomp vortäuschen, einen Reichtum, wie ihn der, dessen Verwesung hier hinausgeföhren wird, nie besaß und nie begehrte. Man irre sich nur nicht;

wie ein Kausch die Kräfte wohl aufklackern, aber bald wieder versinken läßt, so kann auch die Theaterei unserer versilberten und mit Federbüschen besetzten Leichenwagen, diese gedankenlose und verwässerte Erbschaft eines fürstlichen Barock, dem Bürger, der da Leid trägt, nur eine Befriedigung des Augenblickes sein, aber nicht: ein Symbol positiver Pietät. Man sollte anfangen, diese Leichenwagen erster oder zweiter Klasse abzuschaffen; Künstler von reinem Empfinden, Menschen, deren Seele von heiligen Schauern sich segnen ließ, sollten dem Fahrzeug des Todes eine neue, ehrliche, dem Gefühl erschlossene Form suchen. Und sollten dann sich auch all des übrigen, was zu dem Vorgang der Beerdigung gehört, fürsorgend annehmen. Ist es doch seltsam, daß solches nicht längst geschah. Die Künstler, die Männer des schön entfalteten Empfindens, haben das ganze, weitverzweigte Gebiet des Lebens unserer Tage erobert, sie haben auch über den Friedhof und das Grabdenkmal eine wohlthätige Gewalt erlangt; warum sollte es ihnen nicht möglich sein, den Sarg, den Totenwagen und den Leichenzug von den Schlacken einer maskierten Gesinnung und eines an Ausdruck armen Pseudo-reichtums zu reinigen. Eins freilich ist gewiß: eine Totenfeier, ein Leichenzug darf nicht zu einer Demonstration für moderne Absichten entarten. Das konservative Bedürfnis ist nirgends berechtigter als im Schatten der Vergänglichkeit. Nie darf es dahin kommen, daß man sagt: eine moderne Leiche, eine künstlerische Leiche. Indes, wir dürfen gewiß sein, daß es heute nicht an Kräften fehlt, die an solchen Klippen des Aufbringlichen und der Verselbständigung des Dienenden vorübergehen und zu einem aus Wahrhaftigkeit geborenen Rhythmus der Gegenwart gelangen können. Wir haben das grade während der letzten Jahre an den Friedhöfen und Grabdenkmälern erleben können. Die schrecklichen, prozigen Steinwüsten, die Lagerplätze für Massenfabrikate aus Granit und Marmor, werden verdrängt von der Idee des Waldfriedhofes, von den Gärten der Toten, wie sie in Hamburg und München gepflanzt wurden; von den schweigenden und doch berebten Zeugen einer Offenbarung der mildesten Art des Menschlichen im Kunstwerk.

Robert Breuer

